



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 22. August 1909

(Kreta. Annäherung zwischen England und Österreich-Ungarn. Graf Nehrenthal. Die Fete bei Mars-la-Tour. Streit im Zentrum. Mittelstand und Hansabund.)

Wenn noch vor einer Woche mit der Möglichkeit gerechnet werden mußte, daß im nahen Orient die Lage plötzlich durch einen Ausbruch hochgespannter Leidenschaften eine schlimme Wendung nehmen könnte, so kann wohl jetzt diese Sorge so weit als beseitigt gelten, wie das unter den gegenwärtigen Verhältnissen auf der Balkanhalbinsel überhaupt möglich ist. Die Besorgnis vor einer kriegerischen Lösung des Konflikts gründete sich einmal auf die vorsichtig ausweichende Taktik der griechischen Politik, die es offenbar vermied, einen unzweideutigen Verzicht auf Kreta auszusprechen, wie ihn die Pforte forderte, ferner aber auf das leidenschaftliche Drängen nach einem schroffen, rücksichtslosen Vorgehen, den fortgesetzten Druck, den das jungtürkische Komitee auf die offizielle türkische Regierung auszuüben schien. Diese Wirkungen konnten immerhin so stark zum Ausdruck kommen, daß auf diesem Boden, wo die in den nationalen und religiösen Gegensätzen genährten Leidenschaften heißer und heftiger als anderswo zu entflammen pflegen, mit unerwarteten Zwischenfällen gerechnet werden mußte. Wahrscheinlich war das freilich trotz alledem nicht. Denn so sehr auch das jungtürkische Komitee die noch unentwickelten Kräfte des Volkswillens durch eifrige Pflege und lebhaftes Schüren des türkischen Nationalstolzes zu stärken und auf feste Ziele hinzulenken sucht, und so sehr es auch bestrebt ist, die Regierung in diesem Sinne zu kontrollieren und nötigenfalls einen starken Druck auf sie auszuüben — da der Appell an die revolutionäre Leidenschaft immer im Hintergrunde steht —, so besitzen doch seine Führer Staatsklugheit und Einsicht genug, nicht ohne die allerkräftigsten Gründe aus der Regierung die Männer zu entfernen, die im türkischen Reiche selbst ebenso geachtet und vollstümlich sind, wie auf dem Zutrauen zu ihrer Persönlichkeit vorzugsweise die Achtung und Freundschaft beruhen, die sich die neue Türkei so schnell im Auslande erworben hat. Männer wie Mahmud Schesket, Hilmi und Rifaaat werfen auch die jungtürkischen Heißsporne nicht um einer überflüssigen Aufwallung willen beiseite; diese Männer lassen sich aber auch ihrerseits nicht aus der Bahn drängen, wenn sie etwas für richtig erkannt haben. Dieser Wahrscheinlichkeit, daß die Türkei bei aller Energie und Entschiedenheit ihrer Forderungen doch die Besonnenheit wahren werde, stand auf der Gegenseite die Tatsache gegenüber, daß in Griechenland bei aller Geneigtheit, die panhellenischen Aspirationen wenigstens in der Theorie und der Form nach festzuhalten, doch keine rechte Stimmung für die Aussicht war, das Glück in einem Kriege auf die Probe zu stellen. Auch war man bei den in solcher Lage immer begreiflichen und unausbleiblichen Versuchen, die Türkei ins Unrecht zu setzen, nicht gerade glücklich. Und so dachte die griechische Politik vor allem daran, nicht durch unbedachte Schritte die Intervention der Schutzmächte zu verschärfen.

Wirklich erkannten nun die Schutzmächte die Notwendigkeit, sich ins Mittel zu legen. Natürlich konnte das nur unter Festhaltung der einmal angenommenen völkerrechtlichen Grundlage geschehen. Darum mußten auch die Schutzmächte für die Aufrechterhaltung der türkischen Oberhoheit auf Kreta eintreten. Sie forderten die Niederholung der griechischen Flagge, und die Art, wie dieser Forderung an dem Hauptpunkt, der Zitadelle von Ranea, Geltung verschafft wurde, ist bezeichnend für die Auskünfte, die ein spitzfindiger Verstand in solchen Fällen zu finden weiß. Man wählte zur Ausführung die frühe Morgenstunde, als die Flagge noch nicht

gehißt war, und hieb den Flaggenmast um. So war die griechische Flagge beiseitigt, ohne daß man diese selbst verletzt oder einer mißachtenden Behandlung ausgesetzt hatte. Nach dieser Maßregel von wahrhaft salomonischem Gepräge konnten kleine Widerstände im Innern der Insel kaum noch ins Gewicht fallen; es fanden sich angesehenere und besonnene Männer, die vermittelten und die Leidenschaften beruhigten. Denn die Schutzmächte mußten nun auch dem andern Teil ihrer Verpflichtungen gerecht werden und die Türkei verhindern, selbst in Kreta mit Gewaltmaßregeln einzuschreiten oder, statt mit den Schutzmächten, sich mit Griechenland über Kreta auseinanderzusetzen. Diesem Zweck diente die gemeinsame Note, die in der vergangenen Woche von den Schutzmächten an die Pforte gerichtet wurde. Der Wortlaut ist nicht offiziell bekannt gegeben worden; daß die Note wirklich so schroff gelautet haben sollte, wie von einer ausländischen Stelle aus behauptet wurde, ist kaum anzunehmen. Wichtig aber scheint wohl zu sein, daß in der Note in sehr entschiedener Form zum Ausdruck gebracht wurde, in der Frage der kretischen Autonomie und bei der Abmessung der Rechte der kretischen Bevölkerung, die unter türkischer Oberhoheit verbleiben müsse, komme Griechenland überhaupt nicht in Betracht, vielmehr seien die Schutzmächte die Instanz, mit der die Türkei allein zu verhandeln habe. Einer solchen Stellungnahme der Mächte gegenüber hätte das Bestreben, die endgiltige Erledigung der kretischen Frage auf dem Wege eines energisch bis zur letzten Konsequenz durchgeführten Streits mit Griechenland zu erreichen, für die türkische Politik kaum noch einen Sinn, geschweige denn Aussicht auf den eigentlich gewünschten Erfolg gehabt. Außerdem lag doch die Sache so, daß sich zwar die vier Mächte scheinbar schützend vor Griechenland stellten, aber doch nur unter Annahme einer Voraussetzung, die den wesentlichen Forderungen der Türkei Recht gab. Die Zugehörigkeit Kretas zur Türkei wurde als Grundlage der Verhandlungen anerkannt, Griechenland tatsächlich beiseitegeschoben. Das mag für den hellenischen Nationalstolz augenblicklich recht schmerzlich sein, aber man wird im Lande trotzdem aufatmen. Die bei allen Rodomontaden und bei allem gelegentlichen leidenschaftlichen Aufbegehren im Grunde friedliche Stimmung des griechischen Volks entspringt übrigens nicht nur dem unbehaglichen Gefühl, der Türkei doch wohl militärisch nicht recht gewachsen und auf einen Krieg nicht vorbereitet zu sein, sondern es ist auch wohl noch eine andre Erwägung im Spiel. Wer die Verbreitung und die Bedeutung des Griechentums im Orient kennt, wird sich leicht überzeugen, daß, ebenso wie einst zwischen diesem Griechentum und dem alten Sultanstaat natürliche Feindschaft gesetzt war, zwischen diesem selben Griechentum und einem konstitutionell nach modernen Grundsätzen regierten Osmanenreich jetzt eine natürliche Interessengemeinschaft besteht. Es ist undenkbar, daß diese leicht erkennbare Wahrheit einem so intelligenten und bei aller Leidenschaftlichkeit scharf und genau rechnenden Volke, wie den Griechen entgehn könnte. Tatsächlich hat Griechenland vor dem Ausbruch des Kretastreits eine Annäherung an die Türkei gesucht und ist nur durch diesen Streit, an dem sich früher unter ganz andern Verhältnissen die nationale Leidenschaft zu entzünden pflegte, und dem darum immer noch eine gewisse traditionelle Wirkung und Bedeutung eigen ist, in eine andre Bahn gedrängt worden — also eigentlich gegen seinen Willen und gegen seine bessere Einsicht. Um so mehr konnte die türkische Regierung, die doch diese Lage der Dinge kannte, das Recht und die Logik für sich in Anspruch nehmen, wenn sie in der kretischen Frage möglichst entschieden auftrat.

Jetzt ist nun für die türkische Regierung der Grund weggefallen, die Frage auch weiter noch schroff zu behandeln. Sie kann sich bei der gegenwärtigen Lage auch damit zufrieden geben, daß die griechische Regierung die letzte türkische Note wiederum nicht so präzise beantwortet hat, wie es eigentlich gefordert worden war. Durch den Schritt der Mächte ist das eben ziemlich bedeutungslos geworden. Das

wichtige Ergebnis des Ganzen ist, daß die Streitfrage nun wieder ganz und gar auf das Gebiet der diplomatischen Verhandlungen zurückgeführt worden ist, und daß es zu einem Appell an das Schwert wohl kaum kommen wird. Als ein Symptom dafür verdient auch bemerkt zu werden, daß der türkische Generalissimus, Mahmud Schefket Pascha, die Einladung Kaiser Wilhelms zu den deutschen großen Herbstmanövern angenommen hat.

Wir sind auf die Lage im Orient näher eingegangen, weil diese Vorgänge geeignet sind, auch auf die politische Gesamtlage ein Licht zu werfen. Offenbar ungenügend haben sich die Schutzmächte entschlossen, die Konsequenzen ihres unter andern Verhältnissen getroffenen Abkommens der Türkei gegenüber zu ziehen. Sie hätten der Sache lieber die Form gegeben, die am Goldenen Horn durch alte Gewohnheit ihren Stachel verloren hatte, die Form eines Kollektivschritts der Großmächte, wobei sich die Folgen für die Interessen und Bestrebungen der Einzelmächte leichter abwägen lassen. Aber man überzeugte sich, daß Deutschland und Österreich-Ungarn nicht mitzugehen entschlossen waren, weil sie mit Recht ihre Orientinteressen und ihr Verhältnis zur neuen Türkei anders beurteilten und sich aus dem Streit um Areta rechtzeitig zurückgezogen hatten. So blieb den Schutzmächten nichts anderes übrig, als von ihren Rechten in der Aretafrage Gebrauch zu machen, wenn sie nicht die wahrscheinlichen Folgen eines neuen Balkankriegs auf sich nehmen wollten, und in diesen Folgen vermochten sie eben von ihrem Standpunkt aus keine Verbesserung der Lage zu sehen.

Besonders scheint man in England den Wunsch gehabt zu haben, aus der unbefuglichen Zuspitzung dieser Unberechenbarkeiten herauszukommen. Es stellt sich eben heraus, daß die so viel gepriesene englische Politik, die ja auch einem Teil unserer eignen Presse immer als Muster galt, und von der wir, wie es eine Zeit lang hieß, angeblich immer übertölpelt worden sein sollten, keineswegs überall glücklich operiert hat. Jetzt ist die englische Diplomatie bemüht, den während der bosnischen Krisis abgerissenen Draht mit Österreich-Ungarn wieder zusammenzuflicken. Die Anwesenheit König Eduards in Marienbad und die daran geknüpfte Frage, ob er auch diesmal wie früher den Kaiser Franz Joseph in Ischl aufsuchen werde, hat zunächst zu einem freundlichen Telegrammaustausch der beiden Herrscher geführt und weiter zu einer Aussprache der Regierungen. In der letzten Woche hat ein hochoffiziöser Artikel des Wiener Fremdenblatts, wozu ein Artikel der Times den Anknüpfungspunkt gegeben hatte, die Aufmerksamkeit der politischen Welt stark in Anspruch genommen. Mit Befriedigung und unter herzlichster Anerkennung der „energischen Aufklärungsarbeit des englischen Botschafters Cartwright“ nehmen diese Ausführungen davon Kenntnis, daß die Times nun die irrigen Auffassungen, die zur Zeit der Krisis die öffentliche Meinung in England beherrschten, zum großen Teil offen zugibt, und daß jetzt die frühern herzlichen Beziehungen wiederhergestellt werden sollen. Freilich wahrt das Wiener Blatt mit Entschiedenheit den österreichischen Standpunkt und erspart der Times nicht manche bittere Pille, zum Beispiel, wenn hinsichtlich der Anerkennung der Friedensliebe des Kaisers Franz Joseph bemerkt wird, es könne das Bedauern nicht unterdrückt werden, „daß die Entdeckung einer so zweifellos bekannten Tatsache nicht schon früher erfolgte, wo sie die aus Anlaß der Annexionskrisis aufgetauchten Differenzen wesentlich hätte mildern können“. Aber nicht nur das, auch wegen verschiedener sachlicher Unrichtigkeiten rechnet das Fremdenblatt mit der Kollegin aus der Londoner City ab. Nicht das Projekt der Sandozschabahn, wie die Times behauptet, hat dem Status quo den ersten Todesstoß versetzt, sondern die türkische Revolution, und diese hat ihren Anstoß erhalten durch die Revaleer Entrevue. Das ist eine unangenehme Wahrheit für die englische Politik, aber jetzt haben sich die Verhältnisse so weit geändert, daß sich Österreich-Ungarn, wie das Fremdenblatt feststellt, in der Sympathie für die neue Türkei wieder auf einer Linie mit Rußland und England befindet.

Die Umstände, unter denen hier wiederum die Brücke zwischen England und Österreich-Ungarn geschlagen wird, können der deutschen Politik nur zur Genug-tung gereichen. Deutschland hat kein Interesse an der Uneinigkeit anderer Mächte, und vor allem nicht seiner Verbündeten mit Mächten, mit denen auch wir in Frieden zu leben wünschen. Die hier erwähnte Annäherung erfüllt uns um so mehr mit Befriedigung, als sie der deutschen Politik Recht gibt und Fehler der englischen Politik korrigiert, die vielleicht vermieden worden wären, wenn die öffentliche Meinung in England auch Deutschland gegenüber weniger von Mißtrauen und Eifer-sucht beherrscht gewesen wäre. Noch bemerkenswerter ist für uns der Schlußsatz des Fremdenblattartikels: „Der Wille zur Selbständigkeit, den die Times als Haupt-merkmal der Politik Aehrenthals hervorhebt, wird dem (nämlich dem bessern Ver-ständnis zwischen Österreich-Ungarn und England) nicht im Wege stehn, voraus-gesetzt, daß man eine solche Politik der Monarchie in England nicht in einem Sinne interpretiert, den wir ihr im Hinblick auf unsern deutschen Verbündeten nicht zu geben wünschen.“ Das ist deutlich, und besonders deutlich, weil dieses Wort an die Adresse der Times gerichtet ist. Der verantwortliche Leiter der österreichisch-ungarischen auswärtigen Politik ist übrigens gerade dieser Tage anlässlich der Feier des neunundsiebzigsten Geburtstags des Kaisers Franz Joseph in besonderer Weise ausgezeichnet worden; er ist am 18. August in den erblichen Grafenstand erhoben worden. Graf Aehrenthal wird bei dieser Gelegenheit die Sympathien erfahren haben, die man auch in Deutschland dem verdienten Staatsmann des befreundeten Nachbarreichs entgegenbringt. Die Dankesbezeugung seines Monarchen hat auch bei uns herzliche Freude erregt und einen lebhaften Widerhall gefunden.

Auch von unsrer Westgrenze läßt sich einmal etwas Erfreuliches berichten. Mit einer ernsten und würdigen Gedenkfeier ist am 19. August auf französischem Boden bei Mars-la-Tour das Denkmal enthüllt worden, das die Stelle des be-rühmten Reiterangriffs des ersten Garde-Drägoner-Regiments am 16. August 1870 bezeichnet. Die Feier bedeutet einen nicht unwesentlichen Fortschritt in den deutsch-französischen Beziehungen. Freilich darf man die Tragweite solcher Anzeichen nicht überschätzen, muß vielmehr die Dinge in Geduld reifen lassen. Aber gern wird man sich bei diesem Anlaß, wo zum erstenmal deutsche Offiziere in Uniform die französische Grenze zu einer Erinnerungsfeier an 1870 überschreiten durften, der Höflichkeit, des Entgegenkommens und der würdigen Haltung der französischen Behörden, des sympathischen Verhaltens der Bevölkerung und der ritterlichen und vorurteilsfreien Stellungnahme der französischen Presse erinnern.

In unsrer innern Politik hat die Woche kaum etwas Neues gebracht. Die Presse beschäftigt sich zwar viel mit der Bewegung, die sich innerhalb der Zentrums-partei entwickelt hat, und die den Führern der Partei und den größern Partei-blättern anscheinend den Kopf warm macht. Bekanntlich hält das Zentrum offiziell den feinen Unterschied aufrecht, daß es keine konfessionelle Partei sein will, sondern eine politische, die aber vermöge ihrer besondern Auffassung von den Rechten der Religionsgemeinschaften gegenüber dem Staate vor allem den deutschen Katholiken Gelegenheit gibt, ihre besondre Weltanschauung politisch zu vertreten, und dadurch gewissermaßen von selbst und zufällig zu einer Vertretung der deutschen Katholiken geworden ist. Die neue Bewegung, an deren Spitze die Herren Dr. Bitter und Noeren stehn, will nun von dem theoretisch neuerdings stärker betonten interkon-fessionellen Charakter des Zentrums nichts wissen, sondern sieht das Heil in einer engeren und offen zu bekennenden Gemeinschaft mit den Organen der katholischen Kirche. Man sollte meinen, für alle, die außerhalb des Zentrums stehn, kommt dieser Streit recht wenig in Betracht. Praktisch ist und bleibt das Zentrum eine konfessionelle Partei, deren ganzes Wirken darauf hinausgeht, die konfessionellen Gegensätze in unserm Vaterlande zu verschärfen und zu vertiefen und religiöse Überzeugungen zu politischen Zwecken zu mißbrauchen. Welche mehr oder weniger

verzwickten Gedankengänge und welche ausgeklügelten Sophismen diesem letzten, allein praktisch bedeutsamen Ergebnis zugrunde gelegt werden, das kann allen andern höchst gleichgültig sein. Wir haben daher nur zu konstatieren, daß eine Spaltung oder Schwächung des Zentrums von diesem häuslichen Streit nicht zu erwarten ist.

Interessant waren die Erörterungen, die bei der Hauptversammlung des Zentralverbandes für Handel und Gewerbe, einer die Mittelstandsinteressen vertretenden Vereinigung, über das Verhältnis zum Hansabund gepflogen wurden. Das Ergebnis war, daß die Frage eigentlich offen blieb und jedem Mitglied die persönliche Stellungnahme freigestellt wurde. Daß der Mittelstand in seiner Gesamtheit, so wie die Dinge nun einmal liegen, einer aus Großfinanzkreisen angeregten und von ihnen geleiteten Organisation vorläufig mindestens vorsichtig und abwartend gegenübersteht, ist nicht wunderbar. Aber die Agrarkonservativen hatten, als die Frage des künftigen Verhältnisses zwischen Zentralverband und Hansabund aufgeworfen und zur Erörterung gestellt wurde, anscheinend mehr erwartet. Sie hatten wohl auf eine entschiedene Abjage an den Hansabund gerechnet. Aber davon ließ die Stimmung auf der Lübecker Hauptversammlung nichts merken. Gewiß wurde auch manche mißtrauische Warnung vor dem Hansabund laut, aber man hörte auch unter dem Beifall der Versammlung sehr entschiedene Zeugnisse für das Zusammengehören zwischen Mittelstand und Hansabund, keineswegs jedoch für die Neigung, die Bestrebungen des Mittelstandes mit denen der Agrarkonservativen zu verquicken. Für die weitere Entwicklung des Hansabundes und seine Fähigkeit, diese Kreise zu gewinnen, lassen sich freilich daraus noch keine Schlüsse ziehen.

Geniezüchtung. Einen interessanten Versuch, die Anlagen und Charaktere der Menschen und Völker physiologisch zu erklären, bietet uns Dr. Albert Reibmayer in seinem (1908 bei J. F. Lehmann in München erschienenen) Buche: Die Entwicklungsgeschichte des Talentcs und Genies. Erster Band: Die Züchtung des individuellen Talentcs und Genies in Familien und Rassen. (Mit drei Karten.) Er zieht allerdings auch das Milieu und geistige Einflüsse zur Erklärung heran, aber Grundursache aller Erscheinungen dieses Gebietes bleibt ihm doch das Keimplasma, das Blut, die Vererbung und Blutmischung. Darum sind ihm die Sorge für Gesundheit und für reines Blut höchste Pflichten. Reines Blut bedeutet nicht ungemischtes; vielmehr wird gerade zur Hervorbringung des Genies Mischung erfordert, aber eine Mischung verschieden beanlagter Personen derselben Rasse oder verwandter Rassen. Die Mischlinge ganz verschiedener Rassen fallen schlecht aus. Die Hervorbringung von Genies ist aber eine Lebensfrage für die Nationen, denn von der Zahl und Art ihrer Talente und Genies hängen ihre Kulturhöhe und ihre Macht ab; nur Genies bringen die Völker vorwärts. In der Definition von Talent und Genie stimmt der Verfasser mit der allgemeinen Ansicht überein: das erste ist eine den Durchschnitt übersteigende Begabung, das zweite die schöpferische, die Erfindergabe. Beide Begabungen offenbaren sich in ihrer Betätigung, in den Künsten, die der Begabte ausübt. Der Verfasser unterscheidet primäre und sekundäre Künste. Primäre nennt er die für den Staat notwendigen: „die Herrscherkunst, die religiöse Kunst, die Kriegskunst, die juridische, medizinische und Handelskunst“; die das Leben verschönernden und veredelnden schönen Künste bezeichnet er als die sekundären. Da das Regieren eine Sache des Talentcs und Genies ist, können Demokratien, die diesen Namen wirklich verdienen, was bei den meisten nicht der Fall ist, weder gedeihen noch Bestand haben. Gesunde „Wurzelcharaktere“ in der für den Staat erforderlichen Menge liefern nur die Stände der Ackerbauer und der Seefahrer. Es wird nun die „Züchtung“ der Talente und Genies in Familien, Rassen und Ländern beschrieben, das oft tragische Schicksal des Genies hauptsächlich auf den Neid des Talentcs zurückgeführt und gezeigt, wie man sich das alte Griechenland (mit seinen Kolonien),

Deutschland und Italien je nach dem Vorherrschenden der Zucht, der günstigen oder der ungünstigen Mischung in Zonen geteilt denken müßte, um das frühere oder spätere Hervortreten der Genies, den Reichtum oder die Armut an solchen zu erklären. Ausführlich wird die Bedeutung des Priesterzölibats dargestellt, der die widerspruchsvolle Tatsache einer Züchtung ohne Vererbung zuwege gebracht habe. Beim Zusammenbruch der alten Kultur, führt Reibmayr aus, war die christliche Priesterkaste die einzige Stätte, wo das noch vorhandne römische Talent und Genie Aussicht hatte, seine Anlage auszubilden und verwerten zu können. Als nun aus dem Völkerchaos neue Nationen aufstiegen, wurde diese Kaste, die römische Hierarchie, in ihrem Bestande bedroht durch die Neigung aller Nationen, auch ihr religiöses Leben ihrem nationalen Geiste gemäß zu gestalten. Diese Gefahr konnte, wie Gregor der Siebente richtig erkannte, nur durch den Zölibatzwang abgewandt werden. Bei dem damaligen Zustande der Gemüter war dieser durchführbar. Außerhalb der christlichen Kirche war das religiöse Genie, gleich jedem andern Genie, durch Vererbung und Erziehung in einer Kaste gezüchtet worden. In der mittelalterlichen Christenheit aber war die Religiosität so allgemein verbreitet, und der religiöse Enthusiasmus hatte sich zu solcher Glut gesteigert, daß Züchtung durch Vererbung nicht mehr notwendig war, den Priesterstand zu erhalten, weil gerade die Ehelosigkeit auf die religiös begeisterten Menschen wie ein Magnet wirkte, sodaß nicht bloß dem Priesterstande, sondern auch den Orden Scharen zuströmten, und zwar besonders aus dem Adel, der auf diese Weise zugleich seinen Überschuß versorgte, während er die Hierarchie und den Mönchsstand mit Herrschertalenten, künstlerischen und wissenschaftlichen Genies versorgte. So war beiden Teilen geholfen: der Hierarchie wie dem Adel. Ohne den Zölibat hätte sich, abgesehen von allem andern, der kirchliche Grundbesitz in Familiengütern aufgelöst, und die Absicht des Adels, durch Beschränkung der Nachkommenschaft den Adelsbesitz vor übermäßiger Zerspaltung zu bewahren, wäre vereitelt worden. Zugleich ermöglichte der Zölibat bei jeder Entartung des Priesterstandes die rasche Regeneration. Entartete Familien und Völker können nur von außen her, durch Mischung mit unverdorbnem Blute, erneuert werden, und damit geht es, wenn es überhaupt möglich ist, sehr langsam. Im katholischen Klerus brauchen nur die gerade vorhandenen entarteten Jahrgänge auszustarben und besser ausgewählte, besser erzogene an jener Stelle zu treten, und die Regeneration ist fertig; eine solche ist viermal: durch die Benediktiner, durch die Klunazenser, durch Franz von Assisi und durch Ignaz v. Loyola bewirkt worden. Aber freilich, dieser gewaltige Vorteil für die römische Kirche ist Raubbau an den Nationen gewesen, deren beste geistige und sittliche Kräfte für die Züchtung durch Vererbung verlorengingen. Zum Glück für die nordischen Nationen hat die Reformation diesem Raubbau bei ihnen ein Ende gemacht; aus dem evangelischen Pfarrhause ist eine Fülle von Talent und Genie hervorgegangen. Und der katholischen Kirche selbst wird jetzt der Zölibat verhängnisvoll, weil er, nachdem die religiöse Begeisterung und der naive Glaube geschwunden sind, die besten Kräfte der Nationen nicht mehr anzieht, sondern abstößt. Diese Betonung des geistigen Einflusses leitet als indirektes Zugeständnis der Unzulänglichkeit rein materialistischer Erklärung zur Kritik der Grundlage dieser im einzelnen ja ebenso interessanten wie verdienstlichen Untersuchungen über. Die Kritik ist in den Aufsätzen über Chamberlain, Gobineau und Woltman schon vollzogen worden. Wenn man erkannt hat, daß sich das Geistige aus dem Materiellen nicht ableiten läßt, und darum eine mit dem Leibe verbundene geistige Wesenheit annimmt, kann man die Anlagen und die Charaktere nicht schlechtlich als Produkte von Vererbung und Blutmischung auffassen. Wären sie das, so wäre geistige Beeinflussung nicht möglich, und Erziehung hätte keinen Sinn; unglücklich veranlagte Kinder müßte man totschlagen, anstatt ihnen die Fürsorgeerziehung angedeihen zu lassen. Gerade

das Genie läßt sich am wenigsten biologisch erklären, z. B. der Klaviervirtuose. Die Fähigkeit, blitzschnell Noten zu lesen, gleichzeitig blitzschnell mit jedem Finger im richtigen Moment die richtige Taste zu treffen, jeden falschen Ton zu hören, gehörige Länge, Beweglichkeit und Stärke der Finger, endlich die vollkommene Ausbildung der Nervenbahnen, die den Sehnerv, den Hörnerv und die motorischen Nerven der Finger miteinander verbinden, das alles läßt sich als ein Produkt von Vererbung und Blutmischung ganz gut denken. Aber auch das Gemüt des großen Komponisten, dessen Tonkombinationen zum Herzen sprechen? Das selbe gilt vom Kehlkopf der Sängerin und von ihrer Seele, wenn sie eine hat, sie in die Töne hineinzu legen. Und nun gar die Gedanken, die dem Dichter zufließen, die epochemachenden Inspirationen des wissenschaftlichen Genies, bei denen hört jede Möglichkeit einer materialistischen Erklärung auf. Es hieße den Tatsachen ins Gesicht schlagen, wollte man leugnen, daß Geistesanlagen und Charakter in weitem Umfange durch Vererbung und Blutmischung bestimmt werden, aber deren bloßes Produkt können sie nicht sein. Darum ist der in Reibmayrs Buch unzähligmal vorkommende häßliche Ausdruck „Züchtung“ nicht bloß anstößig, sondern auch wissenschaftlich unhaltbar. Wo es bloß auf Körperbeschaffenheit ankommt, da ist Züchtung beim Menschen so möglich wie beim Pferde, und sie ist von nordamerikanischen Pflanzern mit ihren Negern tatsächlich geübt worden. Aber für den Vollmenschen ist die Veredelung eine Sache des Gemüts, des ästhetischen Geschmacks und der wirtschaftlichen Überlegung, und jede Staatsgewalt, die sich in einem Kulturvolke auf Menschenzüchtung verlegen wollte, würde an dem entrüsteten Widerstande des Volkes zerbrechen. Daß dem edeln Menschen die Verbindung mit einer unedeln Person widerstrebt, dafür hat schon die Natur gesorgt, und es dürfte verhältnismäßig nur wenige Weiße geben, die so roh sind, daß ihnen der geschlechtliche Verkehr mit Farbigen nicht widerwärtig wäre; auch die Abneigung gegen nicht standesgemäße Ehebindnisse ist ganz allgemein. Will jemand das „Züchtung“ nennen, so kann man ihm nicht verwehren; aber der Ausdruck ist irreführend, weil Züchtung einen bewußten Züchter voraussetzt oder wenigstens die Vorstellung eines solchen erweckt. Den Biologen muß man ja dankbar dafür sein, daß sie die Pflicht einschärfen, bei der Gattenwahl vor allem an die Erzielung einer gesunden Nachkommenschaft zu denken, und daß sie fordern, Ehebindnisse zwischen kranken und verbrecherischen Personen sollten durch gesetzliche Maßregeln verhindert werden. Aber der Engländer Galton, der in diese Bestrebungen Methode bringt, hat dafür das schönere Wort *Rational Eugenik* geprägt. Man kann sich darüber unterrichten aus einem im Oxford Junior Scientific Club vom Professor Karl Pearson gehaltenen Vortrage „Über Zweck und Bedeutung einer nationalen Rassenhygiene“. (Deutsch bei V. G. Teubner in Leipzig. So steht auf dem Umschlage; auf dem Titelblatt dagegen: München 1908, Verlag der Archivgesellschaft.)

C. J.

Veränderungen an der schleswig-holsteinischen Nordseeküste. Unsere Leser werden sich des Artikels „Landgewinnung in der Nordsee“ entsinnen, der, in Heft 42 des vorigen Jahrgangs der Grenzboten veröffentlicht, eine Übersicht über die durch die unablässige Tätigkeit des Meeres hervorgerufenen, zum Teil außerordentlich großen und für die Bevölkerung des Strandgebietes und der Inseln verhängnisvollen Veränderungen an den deutschen Nordseeküsten, besonders an der schleswig-holsteinischen, und im nordfriesischen Archipel bot und zugleich über die bisherigen Resultate und die weiteren Aussichten der zum Schutze der gefährdeten Gebiete und zur Gewinnung neuen Landes unternommenen Arbeiten berichtete. Bei der Bedeutung dieser Dinge nicht nur für die dabei zunächst interessierten Teile der preussischen Monarchie, sondern auch für das ganze Reich, ja für die gesamte Kulturwelt, haben wir vor einigen Wochen eine Reise nach der

nordfriesischen Küste und nach den am meisten gefährdeten Halligen unternommen, um uns durch eigne Anschauung ein Urteil über den gegenwärtigen Stand der Angelegenheit zu bilden und, wo möglich, noch einmal an dieser Stelle für die von unserm Mitarbeiter so warm verfochtenen Bestrebungen einzutreten. Dieser Mühe sehen wir uns jetzt überhoben, denn in dem soeben erschienenen 21. Bande (dem ersten Supplementbande) von Meyers Großem Konversations-Lexikon, dessen reicher, die allerneuesten Ereignisse, Erfindungen und Entdeckungen mit gewohnter Sorgfalt berücksichtigender, durch meisterhaft ausgeführte Illustrationen erklärter Inhalt demnächst noch ausführlicher gewürdigt werden wird, finden wir unter dem Stichwort „Nordseeküste“ eine erschöpfende Darstellung alles Wissenswerten von den ersten historischen Nachrichten über Küste und Inselwelt bis auf die allerjüngste Gegenwart. Drei Ansichten nach Photographien geben einen Begriff von den wichtigsten technischen Vorrichtungen zur Landsicherung und -gewinnung. Da sehen wir die zum Uferschutz auf der Hallig Gröbe angelegte Steindecke aus Granitfindlingen, den im Jahre 1874 fertiggestellten Damm nach der Hamburger Hallig, durch den schon so viel Land gewonnen worden ist, daß man sich mit dem Gedanken an eine neue Eindeichung trägt, endlich einen Teil der sogenannten Grüppelarbeiten auf dem neuangelandeten Ostende der Hallig Mand, wo man durch die Aushebung kleiner Gräben den Abfluß des Wassers bei Ebbe erleichtert und dadurch den Anwachs der die Landbildung so begünstigenden beinahe noch amphibisch vegetierenden Salzpflanze *Salicornia herbacea* beschleunigt.

Dem Artikel des Konversationslexikons ist eine ganz vorzügliche Spezialkarte beigegeben, auf der neben den heutigen Küstenverhältnissen, Befestigungsarbeiten und Eindeichungen auch der Verlauf der Küste im Jahre 1643 bzw. 1634 eingetragen ist. Da sehen wir auch die gewaltigen, schon in König Waldemars des Zweiten Erdbuch vom Jahre 1231 aufgeführten Marschinseln Gäftanacka (von der sich als Reste bis in die neuere Zeit die Halligen Nordmarsch, Langeneß, Butzwehl, Hingsteneß, Appelend, Gröbe und Habel erhalten haben), Hwäla minor (= Kleinstrand, wahrscheinlich das weit nach Westen und Süden vorgeschobne Gebiet, von dem heute noch zwei Reste, die Halligen Hooge und Norderoog, aus dem Wasser ragen), Hwäla major (= Großstrand, die große, nierenförmige Insel, von der sehr ansehnliche Teile: Nordstrand, Norstrandischmoor und Pellworm erhalten sind, und zu der wahrscheinlich auch Süderoog und Südfall gehörten) und Häkrä Holm (jetzt Teile der Halbinsel Eiderstedt). Nahezu bei allen noch vorhandenen Inseln läßt sich ein Zurückweichen der Westküste, dagegen ein Stillstehn oder Vorwärtsrücken der Ostküste bemerken, was bei der Karte sehr anschaulich zutage tritt. Dasselbe gilt von der Halbinsel Eiderstedt, während die übrige Festlandküste einen, zum Teil schon durch Eindeichungen gesicherten, bedeutenden Landzuwachs aufweist.

Artikel und Karte haben uns wieder einmal bewiesen, wie aufmerksam die Redaktion die Zeitereignisse und Kulturströmungen verfolgt, und mit welcher Zuverlässigkeit ihre Mitarbeiter bei der Bearbeitung des einschlägigen Materials vorgehen. J. R. H.

Drei Nächte. Roman von Hermann Stehr. Verlag von E. Fischer, Berlin. Ohne Zweifel gehört Hermann Stehr zu den begabtesten und im wahren Sinne eigenartigsten Erzählern der Gegenwart. Eigentlich paßt die Bezeichnung „Erzähler“ nicht für ihn, er ist vielmehr von Grund aus Dichter und immer nur Dichter, Lyriker im persönlichsten Sinne. Seine Romane sind Entwicklungs- und Weltanschauungsdichtungen. Sie sind ganz aus dem Wesen des Dichters, der Seele heraus entstanden, sie sind seelische Offenbarungen, festgehalten durch die schöpferische Kunst eines phantasievollen, von innerer Leidenschaft durchglühten Dichters. In drei Nächten erzählt der Dorfschulmeister Franz Faber einem Kollegen seine schweren Schicksale, die Kämpfe seiner durch Vererbung, durch dunkle Naturkräfte belasteten

und doch von dem Gefühl eigener Verantwortlichkeit rastlos zum Höchsten emporgetriebenen Seele. Den Mystikern des Mittelalters gleich sucht Stehr rein von dem Wesen der Seele aus das Weltall zu erklären, den Gleichklang zwischen Natur und Mensch zu finden. Er empfindet ihren göttlichen Ursprung, das heißt ihr bewußtes göttliches Wesen, aber er muß immer wieder statt dieses Wesens den Dämon erkennen, dieser ist wie aus der Natur so auch aus der Seele nicht wegzubannen. Diese Tragik des Unbewußten, das doch das wahrhaft wirkliche ist — keine Illusion, wie jener so viel jetzt besprochene und durchdachte Monismus — ist die Grundidee des Buches, aus der sich alle Erlebnisse und Ereignisse ableiten. Und die Dinge, die Natur leben mit in dieser tragischen Stimmung, in der sie unwillkürlich Seele gewinnen und auch ihr unbewußtes Wesen bekunden. Aber gerade in dieser Erkenntnis vollzieht sich die Umwandlung des Menschen und seine innige Vereinigung mit der Welt, mit der Natur, und das sittliche Bewußtsein, durch diesen Kampf erst wahrhaft und als wirklich empfunden, erhebt ihn zu schöpferischer Tatkraft, zu einem lichten heitern Leben empor. Nur leise vernehmlich klingt dieser harmonische helle Akkord am Schluß dieses Buches dunkler Leidenschaften und Visionen an; doch er wird deutlich empfunden. Wenn ein Dichter von der Wahrhaftigkeit Stehrs zu diesem Schluß kommt, von tiefstem Pessimismus zu einem wachen Optimismus — dann ist dieses Resultat aufs freudigste zu begrüßen, dann wird dies die Freude an dieser Dichtung und ihrer tiefgründigen Poesie, ihrem anschaulichen, doch immer beseeelten Stil erhöhen, und man wird ihren eigentlichen Wert nicht in dem Resultat selbst, sondern in der menschlichen und dichterischen Kraft, mit der dies erkämpft wurde, erst recht erkennen.

Hans Benzmann

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

# Jesus

## im Urteil der Jahrhunderte

Die bedeutendsten Auffassungen Jesu in Theologie,  
Philosophie, Literatur und Kunst bis zur Gegenwart

Von Lic. theol. **Gustav Pfannmüller**

Mit Buchschmuck und 15 Kunstbeilagen. In Leinwand gebunden M. 5.—

„Ohne Zweifel ein glücklicher und angesichts des steigenden Interesses, dem die „Jesusliteratur“ der unmittelbaren Gegenwart begegnet, ein zeitgemäßer Gedanke! Rückhaltlos sei auch gleich von vornherein ausgesprochen, daß der Güte des Programms die Güte der Ausführung entspricht. Der Verfasser beherrscht seinen Stoff. Kompetent und sachkundig erscheint er gleich in den fünf ersten, den innerhalb der neutestamentlichen Literatur sich vollziehenden Wandlungen gewidmeten Abschnitten. Nicht zum wenigsten in der Zeichnung des geschichtlichen Anstoßes zu der ganzen Bewegung selbst. Ich wüßte nicht, was man vom Standpunkt eines wissenschaftlich solid begründeten und ruhig abgeklärten Urteils aus gegen die ganze Darstellung Jesu und des Archaisentumes einzuwenden vermöchte.“

In der Tat ein ungemein reichhaltiger, den verschiedenartigsten Bedürfnissen entgegenkommender Inhalt einer gleichwohl in sich einheitlich geschlossenen schriftstellerischen Leistung. Den richtigen und förderlichen Gebrauch wird der davon machen, der sich daraus den ungeheuren Wandel der religiösen Anschauungen und der daraus sich ergebenden Tragweite des darin nachwirkenden, ursprünglichen Eindrucks deutlich machen will.

Ich für meine Person bekenne, darin eine höchst anziehende und reizvolle Lektüre gefunden zu haben. — Alles in allem eine dankens- und empfehlenswerte, unzweifelhaft bestehendem Bedürfnis wie gerufen entgegenkommende Leistung!“

(Heinrich Holtzmann-Baden-Baden in der „Frankfurter Zeitung“.)

Verlag von **B. G. Teubner** in **Leipzig** und **Berlin**